

Sonderdruck  
aus  
DIE AUTOBIOGRAPHIE  
Seiten 459–481

---

Die Autobiographie der Goethezeit

von  
KLAUS-DETLEF MÜLLER

WISSENSCHAFTLICHE BUCHGESELLSCHAFT  
DARMSTADT

Klaus-Detlef Müller, Autobiographie und Roman. Studien zur literarischen Autobiographie der Goethezeit, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1976 (= Studien zur deutschen Literatur 46), S. 333–342 und 352–360. (Vom Autor redigiert.)

## DIE AUTOBIOGRAPHIE DER GOETHEZEIT

Historischer Sinn und  
gattungsgeschichtliche Perspektiven\*

VON KLAUS-DETLEF MÜLLER

Die wichtigen autobiographischen Zeugnisse der Goethezeit, die Selbstdarstellungen von Jung-Stilling und Moritz, Bräker und Seume, Laukhard, Bahrdt und Sachse und schließlich – als Inbegriff – von Goethe, lassen sich nicht auf den gemeinsamen Nenner einer spezifischen gattungsgeschichtlichen Erscheinungsweise oder gar eines historischen Formtypus bringen. Die Vielfältigkeit und das weitgehend Inkohärente ihrer Darstellungsformen hängen nicht zuletzt mit ihrer relativen Gleichzeitigkeit zusammen: nur gut dreißig Jahre liegen zwischen den Anfängen der Literarisierung (»Heinrich Stillings Jugend«) und der voll ausgebildeten literarischen Form (»Dichtung und Wahrheit«). Versteht man die Zeugnisse indes insgesamt als Realisierung der zeitgenössischen Möglichkeiten der autobiographischen Form und konzidiert jedem Einzelwerk die Einseitigkeit eines besonderen Aspekts, so ergibt sich doch so etwas wie eine spezifische Physiognomie der gattungsgeschichtlichen Phase, die beim Vergleich mit den autobiographischen Zweckformen des 18. Jahrhunderts einerseits und zum anderen mit den Selbstdarstellungen des 19. Jahrhunderts nach Goethe vollends deutlich wird. Diese Gemeinsamkeit liegt allerdings weniger im Formalen als in der Thematik und im Stellenwert des

\* Der Text ist für die Erfordernisse einer selbständigen Publikation leicht redigiert worden. Thesenhafte Aussagen zu einzelnen Werken oder Aspekten beziehen sich als Ergebnisse auf detaillierte Interpretationen, auf die ich hier – unter Verzicht auf Einzelnachweise – nur pauschal hinweisen kann.

autobiographischen Schrifttums im Verhältnis zur Literatur seiner Zeit.

Die Neuartigkeit der literarischen Autobiographie gegenüber den überlieferten autobiographischen Zweckformen hängt vor allem mit der grundsätzlichen Erweiterung ihres Gegenstandsbereichs zusammen. Die Gelehrten-Autobiographie war ganz auf die Leistung und die Position in den sachlichen Kontroversen orientiert, und auch die pietistische Autobiographie hatte in der religiösen Erfahrung einen intersubjektiven Gegenstand, der sich vor allem in der Schematisierung des Bekehrungserlebnisses zum Nachvollzug eines vorbildlichen Ablaufs als letztlich objektiv erweist. Ähnliches gilt selbst noch für frühe Formen welthaltiger Darstellung, wie etwa den ›Lebenslauf‹ von Dietz, der weniger Selbstdarstellung als eine Form von „Erlebtem“ ist, das sich zunächst durch seine Abenteuerlichkeit rechtfertigt und nur durch die Naivität des Autors auch den Bereich der kleinbürgerlichen Existenz hinzugewinnt. Leistung, religiöse Erfahrung und Abenteuer sind aber gewissermaßen vorgegebene Objektivationen des Lebens, die nicht erst aus der Selbstdarstellung hervorgehen.

Nicht von ungefähr erwies sich die pietistische Autobiographie als die produktivste Form, indem die religiöse Erfahrung die Tendenz zeigte, immer mehr zu einer individuellen Erfahrung zu werden und dadurch das Bewußtsein von Subjektivität hervorzu- bringen: mit der Abweichung vom Bekehrungsschema setzte schon unmerklich ein Säkularisierungsprozeß ein,<sup>1</sup> der in der bekannten Weise an der Entstehung der neuen bürgerlichen Disziplin der „Erfahrungsseelenkunde“ entscheidend beteiligt war.<sup>2</sup> Eine bedeut-

<sup>1</sup> Vgl. Günter Niggel, Zur Säkularisation der pietistischen Autobiographie im 18. Jahrhundert, in: D. Grimm u. a. (Hrsg.), *Prismata* (Dank an Bernhard Hanssler), Pullach 1974, S. 155–172 [in diesem Band S. 367 ff.] sowie ders., *Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert. Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung*, Stuttgart 1977, S. 6–14, 62–75.

<sup>2</sup> Vgl. hierzu Fritz Stemme, Die Säkularisation des Pietismus zur Erfahrungsseelenkunde, in: *ZfdPh* 72 (1953),<sup>3</sup> S. 144–158. Jürgen Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*, Neuwied/Berlin <sup>3</sup>1966, hat darauf hingewiesen,

same Zwischenstellung kommt (allerdings mehr in systematischer als in historischer Hinsicht) der ›Eigenen Lebens-Beschreibung‹ Adam Bernds zu, bei dem aus einer krankhaften Neurose ein ganz außergewöhnliches Selbstbewußtsein und ein schon fast exhibitionistischer Wille zur Selbstdarstellung hervorgingen. Dabei emanzipierte sich die Selbstdarstellung von der geistlichen Praxis, insbesondere in der Säkularisierung des Seelentagebuchs zum Krankenbericht und im Umschlag des selbstzerstörerischen Bekenntnisses in den Versuch einer Rechtfertigung, während Bernd sich zugleich der Darstellungstechniken der Gelehrten-Autobiographie zur Schilderung seiner privaten Nöte bediente.<sup>3</sup> Mit gutem Grund hat vor allem Moritz dieses Werk seines bedeutendsten Vorläufers hochgeschätzt. Schon bei Bernd zeigt sich auch, was sich dann in der Folge immer wieder bestätigen wird, daß die genaue Schilderung der subjektiven Erfahrung in immer größerem Umfang auch die individuelle Wirklichkeit artikulieren mußte, so daß die pietistische Autobiographie in dem zuerst von Mahrholz beschriebenen und seither immer wieder bestätigten Sinne zur Selbstdarstellung des Kleinbürgertums werden konnte.<sup>4</sup>

Diese Dialektik des Subjektiven und des Objektiven bestimmt

daß die politische Ökonomie und die moderne Psychologie als spezifisch bürgerliche Wissenschaften etwa gleichzeitig im 18. Jahrhundert entstanden sind und in einem dialektischen Zusammenhang miteinander stehen (S. 60 ff.).

<sup>3</sup> Zur Würdigung der Berndsen ›Lebens-Beschreibung‹ in psychologischer und autobiographischer Hinsicht vgl. das kenntnisreiche Nachwort von Volker Hoffmann in seiner Neuedition: *Adam Bernd, Eigne Lebens-Beschreibung*. Vollständige Ausgabe hrsg. v. Volker Hoffmann, München 1973, hier: S. 403–427. Vgl. auch die Deutung von Gerhart von Graevenitz, *Innerlichkeit und Öffentlichkeit. Aspekte deutscher „bürgerlicher“ Literatur im frühen 18. Jahrhundert*, in: *DVjs* 49 (1975), Sonderheft ›18. Jahrhundert‹, S. 1<sup>2</sup>–82<sup>2</sup>, hier: S. 46<sup>2</sup> ff., der Berndsen Selbstdeutung als ein Beispiel literarisierter Intimität im Öffentlichkeitskontext der Gelehrten-Autobiographie versteht.

<sup>4</sup> Werner Mahrholz, *Deutsche Selbstbekenntnisse. Ein Beitrag zur Geschichte der Selbstbiographie von der Mystik bis zum Pietismus*, Berlin 1919.

die Genese der modernen Autobiographie: mit der immer genaueren Erfassung der individuellen Existenz in nicht mehr vorgängig vermittelten und dadurch ihres Wirklichkeitsgehalts weitgehend entäußerten Formen ergibt sich zwangsläufig ein höherer Anspruch an die Darstellung der realen Umstände des Daseins als Form seiner Wirklichkeit. Ich und Welt werden zunehmend geschichtlich verstanden, wobei das zwar zunächst nur als Tendenz erkennbar ist, immerhin aber eine Tendenz bezeichnet, die Goethe für »Dichtung und Wahrheit« zur programmatischen Norm erheben konnte, indem er formulierte, was sich als innere Form der autobiographischen Gattung latent ausgebildet hatte.<sup>5</sup> Damit fand die Autobiographie Anschluß an die zentrale Zeitthematik: die Vorstellung einer Autonomie des von den sozialen Zwängen des Ständestaates und von weltanschaulicher Bevormundung befreiten Individuums, die sich zunächst in der Negation der Bedeutsamkeit bestehender sozialer Unterschiede artikuliert und von hier aus das individuelle Dasein gerade der gesellschaftlich Unterprivilegierten außerordentlich aufwertete, so daß der Selbstbewußtwerdung als einer Revolution im Bewußtsein eine befreiende Bedeutsamkeit zuwuchs, die ihrem bevorzugten Organ, der Autobiographie, zugute kam.

<sup>5</sup> Sicher ist der seit dem Ende des 18. Jahrhunderts entstehende Historismus eine wichtige Grundlage für die Entfaltung der autobiographischen Gattung. Nicht zufällig hat sie Herders besonderes Interesse gefunden. Allerdings – das sollte man nicht übersehen – verbindet sich die historisierende Argumentation bei ihm mit einer anthropologischen (s. hierzu besonders die auf die Autobiographie bezüglichen Passagen der Schrift »Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele«, in: Herders Sämtliche Werke, hrsg. v. Bernhard Suphan, Bd. 8, Berlin 1892, S. 180 ff.). Zu Herders Bedeutung für die Autobiographie jetzt grundlegend: Niggel, Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert (s. Anm. 1), S. 47 ff., 107 ff. Von der Historischen Schule bestimmt sind noch Diltheys Überlegungen zur Autobiographie: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, in: W. D., Gesammelte Schriften, Bd. 7, Stuttgart 1968 [Auszüge in diesem Band S. 21 ff.]. Eine einseitige Überschätzung der Bedeutung des Historismus für die Geschichte der Autobiographie liegt in dem rein geistesgeschichtlichen Ansatz von Monika Schütz vor: Die Autobiographie als Kunstwerk, Diss. (Ms.) Kiel 1963.

Charakteristischerweise wird das Individuelle aber zugleich als ein Allgemeines verstanden, als die Form von dessen Realität. Wenn Moritz sowohl sein »Magazin zur Erfahrungsseelenkunde« als auch den »Anton Reiser« mit dem notwendigen Interesse am Menschen, d. h. an dem durch den individuellen Fall vermittelten Gattungsscharakter legitimiert, so vollzieht er explizit einen zeitspezifischen Abstraktionsprozeß, der für die Genese der Autobiographie als einer im engeren Sinne literarischen Gattung kennzeichnend ist. In ähnlicher Weise war auch das bürgerliche Drama verfahren, indem es programmatisch die heroische Person durch den »Stand« abgelöst hatte, d. h. durch den Status in der Familie und im Beruf, was auf die Darstellung *des* Menschen in einer definierten Besonderheit hinauslief.

Analoges gilt auch für den Roman: wenn Blanckenburg in seinem »Versuch über den Roman« den Grundsatz kausalpsychologischer Motivation für verbindlich erklärte, so beruhte das auf einem Interesse an der inneren Stimmigkeit, d. h. der objektiven Gesetzmäßigkeit der Handlungsfolge, die als solche einen überindividuellen, allgemeinmenschlichen Charakter erhält. Die Genauigkeit im Besonderen wurde als Bedingung für das Erscheinen des Allgemeinen gefordert. Historisch gesehen bedeutet das einen Fortschritt, denn einerseits wird der Sinn in die Immanenz verlegt (deshalb das Insistieren auf lückenloser Kausalität), und zum anderen wird die Bedeutsamkeit unabhängig von der in der sozialen Hierarchie vorgegebenen Rangordnung (d. h. de facto gegen sie) definiert. Der Zwang zu realistischer Genauigkeit ist das Korrelat einer Ablösung der Gegenständlichkeit von vorgegebenen Bedeutungen.

Auch für die Autobiographie gilt dieser Zwang zum Allgemeinen. Er äußert sich besonders in einer immanenten Analogie zum traditionellen Grundsatz der Erbaulichkeit<sup>6</sup>: fast durchgängig wird

<sup>6</sup> Dieses Moment ist schon in der pietistischen Autobiographie ambivalent, denn der Vorsehungsglaube kann durchaus Ausdruck eines gesteigerten Ich-Bewußtseins sein, das sich aber erst auf dem Umweg über die »objektive« Legitimation artikulieren kann. Diese verborgene Tendenz wird in der säkularisierten Form der pietistischen Autobiographie bei Jung-Stilling besonders deutlich.

auf das *Belehrende* erlebter *Erfahrungen* verwiesen, durch die das Individuelle allgemeinmenschliche Bedeutsamkeit beansprucht. Dieser Rechtfertigungszwang gilt um so mehr, je beschränkter und privater ein dargestelltes Leben ist, aber immerhin hat ja noch Goethe, der durch seinen Ruhm schon von einer vorgegebenen Öffentlichkeit seines Daseins ausgehen konnte, auf die seine Biographie transzendierenden „Symbole des Menschenlebens“ ausdrücklich hingewiesen.

Die Erzählmotivationen im einzelnen sind äußerst vielfältig und verschiedenartig, sie sind als solche schon wesentliches Merkmal der Selbstdarstellung und zugleich formbestimmend, zumal da mit der jeweiligen Motivation zugleich ein bestimmtes immanentes Publikum gesetzt ist. In diesem Zusammenhang kommt es vor allem darauf an, daß Erzählmotive angegeben werden und daß diese Angabe zugleich eine der wichtigsten Formen der Objektivation des Subjektiven ist, wobei im 18. Jahrhundert die belehrende Intention als säkularisierte Form der Erbaulichkeit eindeutig dominiert: Information, historische Vergegenwärtigung, Analyse sind spätere Darstellungshorizonte. Mit dem Belehrenwollen ist aber die Aufhebung ins Allgemeine direkt verbunden. Die so gewonnene Legitimation macht dann die individuelle Existenz darstellbar, wobei der immanente Begründungszusammenhang in zunehmendem Maße eine Genauigkeit des Details erfordert, die die Möglichkeiten der überlieferten Zweckformen sprengt. Das läßt sich an den Autobiographien Christian Felix Weißens und Friedrich Daniel Schubarts<sup>7</sup> als deren gattungsgeschichtlich schon überholten Spätformen zeigen. Hier setzt die Literarisierung der Zweckform ein, denn mit der Erweiterung der Individualitätsproblematik ins Grundsätzliche ist die Ebene gewonnen, in der die zeitgenössische Literatur, vor allem der Roman, dieses zeitgemäße Thema behandelte, so daß die Prinzipien der zeitgenössischen realistischen Erzählkunst auch für die Autobiographie verbindlich werden konnten, wobei daran zu erin-

<sup>7</sup> Christian Felix Weißens Selbstbiographie, Leipzig 1806; Schubarts Leben und Gesinnungen. Von ihm selbst im Kerker aufgesetzt, in: C. D. F. Schubarts, des Patrioten, gesammelte Schriften und Schicksale, Stuttgart 1839, Bd. 1, 2.

nern ist, daß in dem von Habermas beschriebenen Sinne die Literatur zu einem der wesentlichen Medien des öffentlichen Raisonnements geworden war.

Dabei ergibt sich die eigenartige Dialektik, daß mit der Trennung von Privatsphäre und Öffentlichkeit der Privatbereich zum eigentlichen Gegenstand der literarischen Öffentlichkeit wurde: die „in den kleinfamilial-intimen Beziehungen entdeckte Subjektivität [. . .], als der innerste Hof des Privaten, ist stets schon auf Publikum bezogen.“<sup>8</sup> Das ist indes so zu verstehen, daß nicht die tatsächliche private Existenz literaturfähig wird, sondern die Privatheit als solche, d. h. letztlich die Verbindlichkeit einer auf der Grundlage der bürgerlichen Ideologie erst zu verwirklichenden Gesellschaftsordnung. Das in der Literatur erscheinende Individuum ist also zugleich *der* Mensch in jenem allgemeinen Sinne, der das Bestehende kritisch oder utopisch in Frage stellt: hier gründet der bei allem programmatischen Realismus festgehaltene Anspruch einer Trennung von Poesie und Leben. Goethes Auseinandersetzung mit der diese Grenze verwischenden Werther-Rezeption ist dafür ebenso kennzeichnend wie Blanckenburgs Ablehnung des Biographischen und Autobiographischen, das ihm bei aller Annäherung an realitätsgerechte Darstellungsweisen als ein unphilosophischer und damit unpoetischer Gegenstand erscheinen mußte: das ist im Sinne der zeitgenössischen Diskussion folgerichtig. Andererseits ist die Werther-Rezeption natürlich ein Indiz dafür, daß die Grenze zwischen Literatur und Leben durchlässig zu werden begann. Das gilt entsprechend auch für Rousseaus »Confessions« als die vielleicht einzige Autobiographie, die trotz intendierter Unmittelbarkeit zugleich in uneingeschränktem Sinne Literatur ist. Aber diese echte Ambivalenz dürfte in den pathologischen Zügen der Persönlichkeit Rousseaus begründet sein, die subjektiv die Grenze zwischen authentischer und fiktiver Wirklichkeit schon in gewissem Umfang aufhob.

Für die Autobiographie insgesamt ergibt sich aus dieser Konstellation eine eher zweischneidige Situation, denn wenn sie den formalen Anspruch der Literatur auf realitätsgerechte Darstellung des

<sup>8</sup> Habermas (s. Anm. 2), S. 67.

Individuellen material erfüllt, droht ihr der Verlust an Verbindlichkeit, indem sie die Trennung von Privatsphäre und Öffentlichkeit verletzt und damit statt der legitimen Publizität zweifelhafte Indiskretion bietet. In diesen widerstrebenden Tendenzen von öffentlicher Diskussion der Privatheit und Subjektivität einerseits und Intimität des Privaten und des Subjekts andererseits dürfte die Rechtfertigung der Autobiographie durch ihre belehrende Wirkung einen weiteren entscheidenden Grund haben.

In dem gleichen Sinne einer Befreiung vom bloßen Stoff, d. h. von der primär subjektiven Verbindlichkeit des Erlebten, wirken dann auch die literarischen Erzähltechniken. Sie ermöglichen nicht nur eine größere Genauigkeit und Differenziertheit der Wiedergabe in der Erweiterung von Referat und Analyse durch anschauliche Vergegenwärtigung der Vorgänge selbst, sondern kommen zugleich dem Lesebedürfnis des Publikums entgegen, ja öffnen die Gattung erst zum Publikum im allgemeinen Sinne, denn die Zweckform hatte nur ein spezielles Publikum angesprochen: im extremsten Fall nur die Familie und die Freunde, sodann (mit oft sektiererisch-hermetischen Zügen) die Glaubensgenossen oder die Bildungs- und Gelehrten-schicht. Erst die Vorstellung der Individualität als der allgemeinen Form menschlichen Daseins implizierte zugleich den Verzicht auf eingeschränkte Verbindlichkeit, so daß die Vermittlung in Verbindung mit der erweiterten Gegenständlichkeit zu einem Problem von grundsätzlicher Bedeutung wurde. Immer häufiger taucht nun auch der Anspruch auf, dem legitimen Unterhaltungsbedürfnis des Publikums entsprechen zu wollen, was eine Vollständigkeit des Erzählens auf Kosten der reinen Sachverhalte einschließt. Mit der dann immer nachdrücklicher betonten Absicht, Unterhaltung und Belehrung verbinden zu wollen, gewinnt die Autobiographie Anschluß an das ästhetische Programm der Aufklärung und wird selbst zu einer Form der Literatur. Es ist deshalb kein Zufall, daß Jung-Stilling und Moritz den autobiographischen Charakter ihrer Selbstdarstellung verschleierten. Andererseits ist das aber mehr als ein Zugeständnis an das Lesebedürfnis des Publikums, dessen Verlangen nach dem Roman durch den „besseren“ Roman befriedigt wird, denn zugleich wird die eigene Erfahrung ja von ihrem subjektiven Bezug abgelöst: in naiv-erbaulichem Sinne bei

Jung, in diagnostisch-kritischer Absicht bei Moritz. Damit wird der Anspruch auf die überindividuelle Bedeutsamkeit des Individuellen praktisch eingelöst. Das geschieht hier, wie im Horizont des neuen Gattungsverständnisses allgemein, indem die Bedingtheit des Subjektiven durch die Vergegenwärtigung der Bedingungen zum Vorgang aufgehoben wird, dem der Leser distanziert gegenüber-treten kann: ein Zwang zur Identifikation, wie ihn die Perspektive nahelegt, wird formal nicht erhoben, wenn er auch faktisch vielfach impliziert ist. Die späteren Teile von Jung-Stillings Autobiographie verlangen eine Identifikation über die Scheinrationalität der Demonstration, während Bahrdt – sehr viel subtiler – dem Leser seine Perspektive durch die Erzählstrategie aufdrängt. In allen Fällen bedeutet aber das voraussetzungslose, d. h. nicht auf ein Vorverständnis zurückgreifende (oder wie bei Bahrdt ein solches Vorverständnis dementierende) Erzählen, daß die Totalität des Ichs zugleich eine Totalität von Welt verlangt, die als erlebte und das Subjekt bestimmende Wirklichkeit nicht einfach zitierbar ist. Erst der abstrakte Begriff der Individualität, wie er für die Autobiographie am Ende des 18. Jahrhunderts verbindlich wird, macht die Form im umfassenden Sinne welthaltig. Die äußerste Konsequenz dieser Dialektik formuliert wiederum Goethe, indem er das Individuum auf sein „Jahrhundert“ bezieht, d. h. den Erlebnis- und Bedingungs-horizont einzel menschlichen Daseins mit der geschichtlichen Ganzheit der Epoche in eine Beziehung setzt.

Die Literarisierung der Autobiographie, d. h. die Übernahme, Variation und analogische Nachbildung fiktionaler Darstellungstechniken und zugleich die Objektivierung des Erlebten zum legitimen Gegenstand einer Erzählung für das Publikum erfolgt im einzelnen – wie sich gezeigt hat – in sehr unterschiedlichem Ausmaß, sehr verschiedenen Formen und nach sehr heterogenen Intentionen. Dennoch bleiben die Einzelwerke in einem geschlossenen Traditionszusammenhang, der durch die allen literarischen Tendenzen zugrundeliegenden Bestimmungen der Zweckform gewährleistet ist, d. h. durch die vorgegebenen Implikationen des Gegenstandes im Zusammenhang der geschichtlichen Gleichzeitigkeit. Hier zeigt sich auch, daß die angestrebte, durch die Dialektik des Privaten notwendige und in der literarischen Form implizierte Objektivität

tatsächlich erreicht ist, denn in der von der Sache her notwendigen umfassenden Darstellung des Verhältnisses von Ich und Welt wird ja der Individualitätsbegriff – ein zentraler Inhalt der bürgerlichen Ideologie – durchgängig problematisiert. Die Autoren der Unterschicht setzen ihn noch als Utopie und gewinnen von hier aus den Maßstab für die Kritik an ihren Lebensumständen, die ihnen die einzelmenschliche Totalität verweigern; Goethe hingegen, der durch seinen sozialen Status in außergewöhnlicher Weise privilegiert ist, wird bereits der objektive Widerspruch in der Konzeption der Individualität bewußt: daß nämlich die partielle Rationalität des ökonomischen Bedürfnisses in der privaten Verfügungsgewalt über das Eigentum und der freien Konkurrenz verbunden ist mit den Entfremdungszwängen einer arbeitsteiligen Gesellschaft, die eine umfassende Verwirklichung subjektiver Totalität gar nicht zulassen. Diese übergreifende Problematik ist zwar erst aus historischem Abstand als solche erkennbar, sie ist also nur teilweise explizit thematisiert, aber sie dürfte der eigentliche Grund der Autobiographie sein, der sich aus der Konzeption des Einzelwerks und seiner Zusammenhänge rekonstruieren läßt. Greifbar wird er in der Darstellung der Wirklichkeit, deren Intensität und Dichte in einer direkten Beziehung zur Auffassung des Ichs steht. Daraus folgt, daß die literarische Autobiographie in einem bisher ungeahnten Ausmaß zu realistischer Darstellung fähig wird. Das signifikanteste Beispiel hierfür ist Moritz' ›Anton Reiser‹, der aber gerade wegen seiner Wirklichkeitsbesessenheit die autobiographische Zweckform sprengen mußte. In seiner modellhaften Verdichtung ist er den Thesen der Blanckenburgschen Romantheorie viel näher als dessen bevorzugtes Beispiel, Wielands ›Agathon‹, weil er ein Höchstmaß an psychologischer Genauigkeit und Durchsichtigkeit mit der exakt geschilderten zeitgenössischen Wirklichkeit verbindet. Wenn Blanckenburgs Thesen zeitgerecht sind – und das ist durch die jüngsten Untersuchungen immer wieder bestätigt worden –, dann könnte man den ›Anton Reiser‹ mit gutem Grund zum idealen Roman seiner Zeit – zumindest was das romantheoretische Bewußtsein angeht – erklären.<sup>9</sup> Zugleich ist er aber auch die differenzier-

<sup>9</sup> Allerdings widerspricht er zugleich Blanckenburgs Vorstellung, daß

teste deutsche Autobiographie vor ›Dichtung und Wahrheit‹, d. h. die eigentliche Verwirklichung der Gattungssynthese von Autobiographie und Roman. Ein außergewöhnlicher Realismus im Hinblick auf einen authentischen Gegenstand und romanhafte Wiedergabe sind vereinbar, weil der autobiographische Abstand durch die diagnostische Distanz zu einer auktorialen Erzählhaltung erweitert ist, die zugleich den neurotischen Wirklichkeitsverlust zur Quelle einer psychologisch begründeten Fiktion gestaltet.

Mit dem ›Anton Reiser‹ ist die Grenze der frühen Form literarischer Autobiographie bezeichnet: ihr Verfahren ist die Steigerung des Erlebten zu fiktiver Unmittelbarkeit in vergegenwärtigender Erzählung. Einen entscheidenden Schritt weiter geht Goethe, indem er den Begriff der autobiographischen Wahrheit von der Faktizität des Erlebten ablöst. Das ist freilich in Verbindung damit zu sehen, daß zugleich die historisch-gesellschaftliche Bedingtheit des individuellen Daseins in einem bisher noch kaum vorstellbaren Umfang verdeutlicht wird, d. h., dem Verlust an authentischem Detail entspricht ein höheres Maß an geschichtlichem Bewußtsein. Von hier aus wird die individuelle Wahrheit gleichfalls in die abstraktere Dimension der „Resultate“ verlegt, wobei diese wiederum vielfach durch Fiktion vermittelt sind: das „wahre“ Resultat erhält durch seine Begründung in der „dichterischen“ Form einen höheren Grad von Objektivität. Das setzt voraus, daß der Autobiograph seinem eigenen Leben gegenüber als Historiker verfährt, d. h. die Gültigkeit seiner Deutung postuliert: die Sesenheim-Episode ist hierfür das treffendste Beispiel, denn die Darstellung ist bereits eine vollständige Interpretation und Würdigung des Erlebten, der Lebensstoff selbst hingegen kommt unmittelbar nicht zur Erscheinung. Das macht die gegenüber Eckermann behauptete reine Fiktivität der Ereignisse selbst wahrscheinlich. Die vorgegebene Verbindlichkeit des „Grundwahren“, das höchstens insgesamt zur autobiographischen Perspektive eingeschränkt ist, begründet also die Freiheit zur Fiktion. Damit steht der Autor für sein Leben ein: der Leser ist nicht mehr mit den Vorgängen selbst konfrontiert, sondern mit

jedes Individuum die bestmögliche Verwirklichung seiner Möglichkeiten sei: in dieser Hinsicht ist der ›Agathon‹ der konsequentere Roman.

deren Deutung im Bild. Diesem Vorgehen liegt eine Dichtungsauffassung zugrunde, der die Poesie die höhere Wahrheit des Wirklichen ist, so daß die Dichtung insgesamt zur „Konfession“ erklärt werden kann, die Konfession dann aber nur als Dichtung vorstellbar ist. Spezifisch autobiographisch ist hier nur noch der durchgängige Bezug zu den „Zeitverhältnissen“, d. h. die explizite Vermittlung der Dichtung mit der historischen Wirklichkeit, deren Paradigma die kommentierende Ergänzung des ›Werther‹ ist.

Goethe war sich der Neuartigkeit seiner Darstellung bewußt und deshalb über das Unverständnis des Publikums nur mäßig befremdet. Sein Vorgehen ist bedingt, denn es beruht auf einer vorgängigen Beziehung zum Publikum, dem der Autobiograph schon als Autor, d. h. im Horizonte eines Vorwissens entgegentritt. ›Dichtung und Wahrheit‹ kann deshalb als Dichter-Autobiographie im Zusammenhang des neuen Dichtungsverständnisses die Form der gedichteten Autobiographie begründen, womit Goethe auf seine Weise dem Dilemma des Nur-Subjektiven (im Extremfall der Indiskretion) entgeht. Die Fiktion ist deshalb auch als Form einer Aufhebung des unverbindlich Privaten in eine typische Gestalt des Individuellen zu verstehen, d. h. sie liegt im Bereich der bezeichneten Tendenz der Gattung zum Allgemeinen. Es ist jedoch offensichtlich, daß die Form, die Goethe für die dichterische und insbesondere fiktive Darstellung seiner Lebenserfahrungen weitgehend erst geschaffen hat, unmittelbar an das Leben des *Dichters* als Gegenstand der Autobiographie gebunden ist, d. h. an die im Gesamtwerk realisierte Kommensurabilität von Dichtung und Wirklichkeit, die ausdrücklich keine Identität ist. Diese Voraussetzung und das immer wieder artikulierte Bewußtsein der Geschichtlichkeit der eigenen Existenz ermöglichen die Überlagerung der Faktizität durch Fiktion, ohne daß der – differenzierter verstandene – gattungsspezifische Wahrheitsanspruch preisgegeben wird. Damit sind die Erzählmöglichkeiten der zeitgenössischen epischen Formen uneingeschränkt für die Autobiographie gewonnen, ohne daß diese auf sie festgelegt wäre und prinzipiell zum autobiographischen Roman würde. Vielmehr machen ja gerade das Spektrum der Formen vom historischen Referat bis zur romanhaft gestalteten Episode, die grundsätzliche Gleichwertigkeit äußerst vielfältiger Darstellungs-

weisen sowie die Freiheit zur adäquatesten Vermittlung die Besonderheit und zugleich die Qualität dieses Werkes aus. Indem es die Dichtung nicht nur zum Modell autobiographischen Erzählens macht, sondern sie in die Autobiographie einbezieht, wird es zum Inbegriff der literarischen Autobiographie überhaupt, was seine immer wieder bemerkte Sonder- und Ausnahmestellung, die nicht als normative Verbindlichkeit mißverstanden werden darf, begründet.

In der Folgezeit wird das Gattungsbewußtsein allerdings weitgehend durch die Rezeption von ›Dichtung und Wahrheit‹ bestimmt. In der Tat wäre auch die Literarisierung der Autobiographie ohne die abschließende Bestätigung durch Goethes Selbstdarstellung wohl eine Randerscheinung der literarischen Szene geblieben, denn die Tendenz zur kritischen oder ästhetischen Aufhebung der literarisierten Autobiographie war, sobald sie zu einer Modeform geworden war, so stark, daß die Öffnung zur Fiktion eine schnelle Fiktionalisierung des Autobiographischen bewirkte, anstatt umgekehrt die Darstellungsmöglichkeiten der Autobiographie zu erweitern. Das dürfte nicht zuletzt damit zusammenhängen, daß die Idee der Individualität im Einzelleben als dem realen Ort ihres Erscheinens nur als Widerspruch zu erfahren war, während zugleich die gesellschaftlichen Normen, vor allem in der bildungspolitischen Verbindlichkeit des Humanitätsideals, sie als gültig voraussetzten. Goethe gelangte zu einem relativen Ausgleich, indem er sein Leben als historisch verstand und die Dichterexistenz als repräsentatives Menschheitsschicksal deutete, das individuelle Leben also als Erfahrung der Individualität gestaltete und damit die Fiktion als Medium einer umfassenden Objektivierung, die zugleich eine Problematisierung der Inhalte ist, verwendete. In diesem Horizont erhält Dichtung den Charakter autobiographischer Wahrheit, wobei die fiktionalen Elemente bis an die Grenze dessen geführt werden, was noch als Selbstdarstellung gelten kann, selbst wenn es im Widerspruch zur Faktizität steht. Ein solches Verfahren setzt voraus, daß die Fakten schon von vornherein mediatisiert sind, d. h. nur der Veranschaulichung objektiver Sachverhalte dienen. Das Programm einer Darstellung des Individuums zugleich mit seinem Jahrhundert und einer Begründung der Subjektivität durch die Zeitverhältnisse geht davon aus, daß die Totalität der Wirklichkeit im Einzel-



Klaus-Detlef Müller

472

leben zur Erscheinung kommen kann, indem das Individuelle zugleich die Grenze des Allgemeinen und die Form seiner Realisierung darstellt. Damit wurden die Möglichkeiten der Autobiographie mit dem idealistischen Romanprogramm identisch, wie es nachträglich – in Lukács' ›Theorie des Romans‹ – seine prägnanteste Formulierung gefunden hat. Den höheren Grad an Abstraktion, der den Roman auszeichnet, gleicht die literarische Autobiographie durch einen größeren Gehalt an Realität aus. Vischers Kritik an der Mischung von Poesie und Geschichte in ›Dichtung und Wahrheit‹<sup>10</sup> gilt im Grunde einer dichtungsgeschichtlichen Konstellation, die die literarische Autobiographie erst möglich gemacht hatte. Sein Einwand macht indes auch deutlich, daß die Annäherung von Autobiographie und Roman nur für einen sehr kurzen Zeitraum produktiv und unproblematisch bleiben konnte. Schon in der ersten Fassung des ›Grünen Heinrich‹ gelang die Integration nicht mehr, obwohl der autobiographische Teil mit zahlreichen fiktiven Elementen durchsetzt war: Autobiographie und Roman waren erst durch die durchgängig autobiographische Form der zweiten Fassung vereinbar, die aber die vom poetologischen Standpunkt der Zeit aus bedenkliche Zwischengattung des Bekenntnisromans hervorbrachte.

Die Literarisierung der Autobiographie war an zwei Bedingungen gebunden, die nur in einem relativ kurzen Zeitraum gegeben waren:

1. an die Vorstellung, daß epische Totalität aus dem Horizont individuellen Daseins und individueller Erfahrung zu gewinnen sei;
2. an die Form des (realistischen) Lebenslaufs als Grundlage epischer Konsistenzbildung.

Solange diese beiden Prämissen galten, waren die Erzählprobleme der literarischen Autobiographie und des Romans so sehr aufeinander bezogen, daß die formalen Lösungen korrespondieren dürfe – „eine Selbstbiographie soll strenger, soll sachlicher sein“ (S. 242).

<sup>10</sup> Friedrich Theodor Vischer: Kritische Gänge, Sechster Bd., hrsg. v. Robert Vischer, München 1922, hält Goethe vor, er habe in ›Dichtung und Wahrheit‹ Poesie und Geschichte auf fragwürdige Weise gemischt: der Leser sei irritiert, weil er von der Selbstdarstellung „faktische Wahrheit“ erwarten dürfe – „eine Selbstbiographie soll strenger, soll sachlicher sein“ (S. 242).

ten. Damit konnte sich die Autobiographie – wie in analoger Weise auch der Roman – von der begrenzten Geltung der Zweckform lösen und zum Teil der „hohen“ Literatur werden, indem sie zugleich ihren Gegenstandsbereich erweiterte und sich von den Beschränkungen der bloß referierenden Berichtform befreite. Die Fiktionalisierung war, wie sich gezeigt hat, prinzipiell durch den historischen Charakter der Gegenständlichkeit begrenzt, wobei jedoch – in dem Maße, wie das Subjekt und damit auch die Inhalte seiner Vorstellung zur Norm der Wahrheit wurden – das Moment der Objektivität sich vom Einzelnen zum Ganzen verschob. Der neue Anspruch der Form war aber schließlich nur noch von Dichtern und Schriftstellern zu erfüllen, so daß nun ein neuer Autorenkreis die Gattung für sich beanspruchte.<sup>11</sup>

Insgesamt waren die Möglichkeiten einer Literarisierung der autobiographischen Zweckform jedoch relativ begrenzt, da sie nicht allein aus deren eigenen Voraussetzungen möglich war und da andererseits die Fiktion für die Autobiographie nur so lange ein praktikables Muster sein konnte, wie sie zugleich biographisch und realistisch orientiert war. Aus diesem Grunde war typologisch eine Weiterentwicklung über die in ›Dichtung und Wahrheit‹ erreichte Erzählform nicht möglich, ohne daß die Erfordernisse der Zweckform, die ja auch für die literarische Autobiographie verbindlich blieben, preisgegeben wurden. Die Synthese von Autobiographie und Roman in der Goethezeit muß deshalb im Rahmen der Gattungsgeschichte der Autobiographie als eine zeitlich begrenzte Sonderentwicklung angesehen werden, in der die Aktualität des Gegenstandes eine Orientierung an den fortgeschrittensten Möglichkeiten

<sup>11</sup> Der Glaube an die repräsentative Bedeutung der Künstlerexistenz hat die Überzeugung von der Möglichkeit, allgemeine Bedeutung im individuellen Dasein gestalten zu können, bis ins 20. Jahrhundert hinein überleben lassen. So blieb der Künstler nicht allein bevorzugter Autobiograph, sondern zugleich als Romanfigur Residuum problematischer gewordener Darstellungsmöglichkeiten. Vgl. hierzu Eberhard Lämmert u. a. (Hrsg.), Romantheorie. Dokumentation ihrer Geschichte in Deutschland seit 1880, Köln 1975, S. 86f., sowie neuerdings: Ingrid Aichinger, Künstlerische Selbstdarstellung. Goethes ›Dichtung und Wahrheit‹ und die Autobiographie der Folgezeit, Bern 1977.

ästhetischer Erzählkunst erlaubte. Nur wenn man diese Konstellation verabsolutiert und den vorübergehend möglichen ästhetischen Anspruch zur Norm für die Gattungsgeschichte erhebt, kann die verbreitete These entstehen, das autobiographische Schrifttum nach Goethe sei epigonal und die Gattung selbst historisch überholt. Sachgerechter scheint mir die entgegengesetzte Perspektive, in der literarischen Autobiographie der Goethezeit den Sonderfall einer ästhetischen Emanzipation der Zweckform zu sehen, der in der Gattungsgeschichte einen qualitativen Sprung zur Ausbildung neuer Darstellungsmöglichkeiten bedeutet. Diese Möglichkeiten blieben der Zweckform erhalten, indem sie fortan ohne ästhetischen Anspruch reproduzierbar waren. Der ästhetische Anspruch selbst aber war überholt, sobald die Thematik der Autobiographie ihre Verbindlichkeit für die Darstellung von Wirklichkeit verlor und sie damit nicht mehr eine Realisierung der epischen Mimesis bleiben konnte. Der Roman mußte im 19. Jahrhundert mehr und mehr darauf verzichten, die von der Gattung angestrebte *Totalität* seiner Welt im Bereich des *Subjekts* zu suchen. Damit endeten die Entwicklungsmöglichkeiten der Autobiographie im Bereich der hohen Literatur, indem zugleich der erreichte Standard genügte, um die Integrationsmuster der Autobiographiefiktion, soweit sie noch Verwendung fand (vor allem im Bildungsroman), formal zu erfüllen.

Andererseits gab es natürlich Versuche der Autobiographie, sich moderneren Romantendenzen anzuschließen. Die Prädominanz des Subjektiven hatte schon bei Hippel und Jean Paul zur Sprengung der Form geführt. Das entgegengesetzte Extrem ist ein vollkommenes Zurücktreten des sich erinnernden Individuums hinter die geschilderte Wirklichkeit. Das ist etwa der Fall in Eichendorffs zutreffend als ›Erlebtes‹ überschriebenen Memoirenfragmenten, die – in einem subjektiv gefärbten historischen Memoirenstil – ganz auf die objektiven Zeitverhältnisse ausgerichtet sind. Noch konsequenter verfährt Immermann in seinen ›Memorabilien‹, die als Schilderung der Zeiterfahrungen einer Generation gemeint sind und deshalb darstellen sollen, „wo die Geschichte ihren Durchzug durch mich hielt“<sup>12</sup>. Die eingestandene Subjektivität wird dabei

zur notwendigen Bedingung des Objektiven erklärt, wobei letzteres durch eine Dissoziation der Erinnerungen zugunsten thematischer Einzelkomplexe realisiert wird. Auch dieser Drang zu historischer Objektivität geht auf Kosten der genuinen Formintention der Autobiographie.

Der formale Spielraum authentischer Selbstdarstellung ist im Bereich der durch die Sachzwänge der Zweckform gesetzten Grenzen verhältnismäßig gering. Daß es überhaupt in größerem Umfang literarische Innovationsmöglichkeiten gab, hängt mit der neuen Gegenständlichkeit zusammen, die aus der sozial- und geistesgeschichtlichen Emanzipation des Individualitätsbegriffs folgte und auch und gerade in der Erfahrung von dessen Widersprüchlichkeit neue Artikulationsmöglichkeiten eröffnete. Die weitere Geschichte der Autobiographie hängt eng mit der Zurücknahme des Glaubens an die individuelle Autonomie und der sich damit verändernden Realitätserfahrung zusammen, steht aber auch im Zusammenhang mit dem weitestgehenden Anspruch der Subjektivität, wie ihn die Goethezeit vertrat. Daher konnte der mit ›Dichtung und Wahrheit‹ erreichte Standard für die Autobiographie als Zweckform in der Folge verbindlich bleiben und bis ins 20. Jahrhundert eine umfangreiche und vielfältige Produktion bestimmen, die die ursprünglich literarischen Erzählmuster als sachgerechte Darstellungsformen assimilierte und sie insbesondere auch für die wachsende Problematik des Individualitätsbegriffs verwendete.

Diese Problematisierung äußert sich auch in einer zunehmenden Stilisierung. Hier ist vor allem die Bevorzugung der Kindheits Erinnerungen in den sich noch als literarisch verstehenden Werken zu nennen. Erzähltechnisch erklärt sie sich aus der quasi-epischen Situation des Erzählers, der sich von sich selbst als Figur weitgehend distanzieren kann und so in eine Erzählerrolle eintritt. Die unterschiedlichen Erlebnisformen von Erwachsenem und Kind ermöglichen eine Vergegenwärtigung des Erlebten nur auf dem Umweg über die Phantasie, wobei die Wirklichkeit den Charakter eines objektiven Zwangs dadurch verliert, daß sie nicht adäquat wahrgenommen wird und deshalb mit den subjektiven Ansprüchen vermittelt werden kann. Damit setzt sich das verklärende Moment fort, das schon die Kindheits Erinnerungen Jung-Stillings und Bräkers

<sup>12</sup> Karl Immermann, *Memorabilien*, München 1966, S. 19.

bestimmt hatte, indem die erdrückende Armut durch die Poesie der naiven Phantasie versöhnliche Züge annahm. Im 19. Jahrhundert sind die Kindheitserinnerungen vor allem durch die humoristische Erzählweise bestimmt, die die bewußt geschaffene Distanz zur Wirklichkeit auf versöhnende Weise wieder aufhebt. In dieser Konstellation ist ein Subjekt-Objekt-Ausgleich, auf den die Autobiographie ja ihrem idealen Anspruch nach abzielt, noch bedingt möglich.

Der wachsenden Schwierigkeit, einen solchen Ausgleich zustande zu bringen oder auch nur den subjektiven Anspruch gegen die Wirklichkeit konsequent zu behaupten, entspricht eine Verschiebung des Schwerpunkts der Autobiographie, d. h. der autobiographischen Zweckform, zum Prinzip der Lebenserinnerungen, also zur Vermittlung objektiver Erfahrungen von historischer oder kulturhistorischer Bedeutsamkeit im Horizont individuellen Erlebens, wobei ein vorgegebenes Interesse des Publikums entweder an der Person des Erinnernden (das im Ruhm objektiviert ist) oder an seinem Weltausschnitt vorausgesetzt ist. Die Dominanz der Künstlerautobiographie erklärt sich aus dem höheren Maß an Welt und dem Schein von Freiheit in einem Lebensbereich, der den Zwängen der Entfremdung weniger unmittelbar unterliegt, aber auch hier ist das Interesse des Publikums wesentlich durch den Erfahrungsbereich des Autors vermittelt. Dieser objektivierende Zug, der aus der (zumeist unbewußten) Einsicht in den utopischen Charakter subjektiver Autonomie folgt, wird noch deutlicher, wo die Erfahrungen von vornherein nicht als individuell, sondern als repräsentativ verstanden sind, wie insbesondere in der Arbeiter-Autobiographie.<sup>13</sup>

Grundsätzlich sollte man die normierende Kraft der Formtradition nicht unterschätzen, denn Erfahrungen werden ja auch in der literarischen Zweckform nicht direkt wiedergegeben, sondern in bezug auf jene Synthesis, die in der Gattung bezeichnet ist, wenngleich in der von den Sachverhalten erzwungenen Modifikation der Formmuster: immerhin wird man davon ausgehen können, daß der Autobiograph in der Regel zuvor Leser von Autobiographien war.

<sup>13</sup> Vgl. hierzu Wolfgang Emmerich (Hrsg.), *Proletarische Lebensläufe. Autobiographische Dokumente zur Entstehung der Zweiten Kultur in Deutschland*, Bd. 1, Reinbek 1974, hier besonders die Einleitung.

Die Grundtendenz der Entwicklung der autobiographischen Gattung im 19. und 20. Jahrhundert dürfte die Veränderung des Individuellen vom Gegenstand zum Medium der Darstellung sein. Das schließt aber den Zwang zu einem objektiven Erlebnisstil, d. h. zur Form eines historischen Realismus ein. Deshalb wird der Charakter der Zweckform in dem Maße deutlicher, wie sich die Epik von den realistischen Formen entfernt. In der realistischen Darstellungsweise, wie sie unter dem Ideal der pragmatischen Geschichtsdarstellung als ein zugleich ästhetischer und historischer Erzählmodus ausgebildet wurde, liegt die mit dem Gegenstand und der Erzählintention vorgegebene Grenze der Autobiographie, die sie nur um den Preis des Selbstverlustes überschreiten kann, denn alle Bestimmungen der Zweckform sind hier begründet. Je mehr die Epik sich deshalb neue, nichtrealistische Darstellungsmittel erschließt, desto sichtbarer wird der „konservative“ Charakter des autobiographischen Erzählens, das nur durch den falschen Anspruch rein ästhetischer Normen in den Verdacht des Epigonalen gerät. Dieser Eindruck ist dort berechtigt, wo die Autobiographie weiterhin mit unmittelbar literarischem Anspruch auftritt. Nicht zufällig waren es epigonale Autoren, wie etwa Carossa und Wiechert, die nach Goethes Vorbild an der poetischen Selbstdarstellung festhielten.<sup>14</sup> Andererseits gehen formale Experimente auf dem Niveau der modernen Erzählkunst wie etwa in Gottfried Benns ›Doppelleben‹ und Peter Weiss' ›Abschied von den Eltern‹ und ›Fluchtpunkt‹ auf Kosten des Informationswertes der Autobiographie.<sup>15</sup> Aufschlußreich ist es weiterhin, daß etwa Thomas Mann in seinem ›Lebensabriß‹ von 1930 eine objektive Rechenschaft über seine Schriftsteller-

<sup>14</sup> Vgl. hierzu Walter Müller-Seidel, *Autobiographie als Dichtung in der neueren Prosa*, in: *DU 3* (1951), H. 3, S. 29–50 (die Wertungen in dieser Studie sind allerdings zu unkritisch); sowie Ingrid Aichinger, *Künstlerische Selbstdarstellung* (s. Anm. 11), besonders S. 216–236.

<sup>15</sup> Zu Peter Weiss s. die aufschlußreiche Untersuchung von Reinhold Grimm: *Blanckenburgs ›Fluchtpunkt‹ oder Peter Weiss und der deutsche Bildungsroman*, in: *Basis. Jahrbuch für deutsche Gegenwartsliteratur 2* (1971), S. 234–245. Grimm deutet Weiss' autobiographische Versuche als konsequente Fortsetzung und zugleich endgültige Aufhebung der Tradition des Bildungsromans.

existenz vorlegte, ohne auch nur den Versuch zu unternehmen, die Darstellungsmittel seines epischen Werks auf die Selbstdarstellung zu übertragen.

Die Entwicklung der Erzählkunst war an die Erschließung neuer Gegenstandsbereiche aus einer sich verändernden Realitätserfahrung gebunden und daher für die Autobiographie nur bedingt nachvollziehbar. Für sie scheint, wie für alle Zweckformen, durch den Primat der Sachverhalte und ihrer eigengesetzlichen Ansprüche ein gewisses Beharrungsvermögen in formaler Hinsicht kennzeichnend zu sein, so daß rein ästhetische Maßstäbe von vornherein als inadäquat gelten müssen. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß die Weiterentwicklung der Gattungsgeschichte des Romans im 19. Jahrhundert die für die Darstellung als ästhetische Form so bedeutsame Synthese von Poesie und Geschichte wieder aufhob und damit auch erneut zwischen Autobiographie und Roman systematisch unterschied. Günter Niggel hat diesen Abgrenzungsprozeß zwischen Zweckliteratur und Dichtung innerhalb des Prosaschrifttums in seinen Grundtendenzen skizziert<sup>16</sup> und darauf hingewiesen, daß er im speziellen Falle der Autobiographie mit deren quantitativem Anwachsen zusammenhängt. Zweifellos stand der Versuch, die ästhetische Autonomie des Romans aus der Entgegensetzung von Poesie und Geschichte bzw. Fiktion und Wirklichkeit zu begründen, im Widerspruch zum geschichtsphilosophischen Sinn des Romans als der Form, die auf die „zur Prosa geordnete Wirklichkeit“ bezogen blieb.<sup>17</sup> Dennoch konnte sie – wie Kellers Selbsteinschätzung des ›Grünen Heinrich‹ belegt<sup>18</sup> – weithin verbindlich

<sup>16</sup> Vgl. Günter Niggel, Fontanes ›Meine Kinderjahre‹ und die Gattungstradition, in: Sprache und Bekenntnis (= Sonderband des Literaturwiss. Jb. = F Schr. Hermann Kunisch), Berlin 1971, S. 257–279, hier: S. 274 ff.

<sup>17</sup> Günter Rebing, Der Halbbruder des Dichters. Friedrich Spielhagens Theorie des Romans, Frankfurt a. M. 1972, hat am Beispiel Spielhagens den epigonalen Charakter der deutschen Romanpoetik des 19. Jahrhunderts gezeigt: sie stellt den Versuch dar, den Roman nachträglich in das System der klassischen Poetik einzufügen.

<sup>18</sup> Gottfried Keller schreibt am 28. 2. 1881 an Paul Nerrlich über den ›Grünen Heinrich‹: „Der hohe Rang, welchen Sie meinem Buche anweisen, ist schon darum unmöglich, weil die *autobiographische* Form zu *unpoetisch*

werden. Für die Gattungsgeschichte der Autobiographie bedeutet das eine schnelle Rückkehr zu ihrer Einschätzung als Zweckform. Diese Preisgabe des ästhetischen Anspruchs ist sicher mitentscheidend für den Eindruck eines Niedergangs der Form, der immer wieder behauptet wurde.

Ebensowenig wie am ästhetischen Anspruch läßt sich die Autobiographie auch am Maßstab des entwickelten Individualitätsbewußtseins auf eine bestimmte Phase ihrer Entwicklung einschränken. Bernd Neumanns These, daß die Gattungsgeschichte um etwa 1870 als abgeschlossen gelten könne, ist deshalb zu Recht kritisiert worden.<sup>19</sup> Sie ist im Grunde die Wiederkehr eines einseitigen geistesgeschichtlichen Ansatzes im Gewande sozialpsychologischer Theorie. Denn strenggenommen genügt nur ›Dichtung und Wahrheit‹ der in diesem theoretischen Ansatz implizierten Norm: schon Rousseau muß als ein durch ein neurotisches Wirklichkeitsverhältnis begründeter Sonderfall interpretiert werden. Eine solche Interpretation läuft aber auf die Negation der Gattungsgeschichte durch die Gattungstheorie hinaus. Sachgerechter scheint es deshalb zu sein, die Veränderungen des Individualitätsbewußtseins als Grundlage von Formveränderungen zu interpretieren und dadurch einen Gattungsbegriff zu gewinnen, der die gesamte, bis zur Gegenwart lebendige Tradition zu erfassen vermag. Solange das eigene Leben und der Horizont individueller Erfahrungen sich als Medium erzählender Darstellung von Wirklichkeit behaupten, ist es sinnlos, von einem Ende der Autobiographie zu reden: allenfalls kann man davon ausgehen, daß ein bestimmter Typus überlebt ist.

Wenn man die Gattungsgeschichte der Autobiographie von ihren Anfängen in der Renaissance bis zur Gegenwart als eine Ganzheit

ist und die souveräne Reinheit und Objektivität der wahren Dichtersprache ausschließt; daß aber jene Form durch die *contradictio in adiecto* eines notwendigen Zufalls die Oberhand gewonnen hat, ist eben der Beweis vom Vorhandensein eines Grundmangels.“ Gottfried Keller, Gesammelte Briefe, hrsg. v. Carl Helbling, Bd. 4, Bern 1954, S. 227; Hervorhebungen KDM.

<sup>19</sup> Bernd Neumann, Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie, Frankfurt a. M. 1970, besonders S. 183; zur Kritik vgl. H. R. Picards Besprechung in: ZfdPh 92 (1973), S. 626–631.

versteht, dann ist sie die Geschichte einer Zweckform, die in einigen Phasen – solange eine solche Unterscheidung sinnvoll war – literarischen Charakter annahm und zur „hohen“ Literatur wurde. Die wichtigste dieser Phasen ist im Bereich der deutschen Literaturgeschichte die Goethezeit, in der die Aktualität des Individualitätsbegriffs eine vorübergehende Angleichung von Autobiographie und Roman ermöglichte, die in der Geschichte der Form einen qualitativen Sprung bewirkte. Für die Folgezeit wurde dann wieder die Zweckform bestimmend, deren erzählerische Maßstäbe sich nun aber an den literarischen Mustern auszurichten hatten. Das ist kein Niedergang, sondern eine Rückkehr zu den eigentlichen Bedingungen der Formkonstitution. Nur ein ästhetischer Snobismus wird die Quantität der Selbstdarstellungen im 19. und 20. Jahrhundert nicht als Zeugnis für die Lebendigkeit der Gattung (als Zweckform!) gelten lassen. Daß sie mehr und mehr den Charakter von „Erinnerungen“ annehmen, entspricht der eingeschränkten Geltung des Individuellen, ist also realitätsgerecht.

Die aktuellen Wandlungen des Literaturbegriffs, die eine Unterscheidung von Zweckformen und literarischen Formen fraglich machen, haben im Zeichen des Dokumentarischen sogar zu einer Renaissance des Autobiographischen geführt, die alle Prognosen seiner Relativierung fraglich macht. Im Nachwort zu Ursula Traubergs ›Vorleben‹ schreibt Martin Walser:

Lebensgeschichten sind immer noch interessant. Die Romanliteratur der letzten 150 Jahre [...] hat uns den Geschmack an Lebensläufen fast verdorben. Die nachgemachte Authentizität schmeckt uns nicht mehr. Wir glauben nicht mehr, daß einer über andere Bescheid weiß. Bei mir ist der Überdruß aber noch nicht soweit gediehen, daß ich auch an die Erzählung in der 1. Person Einzahl nicht mehr glaubte.<sup>20</sup>

Ähnlich, wenn auch mit weniger Vorbehalten, hat auch Helmut Heißenbüttel in seinen ›Anmerkungen zu einer Literatur der Selbstentblößer‹<sup>21</sup> den verschiedenen Formen der Selbstdarstellung eine ungebrochene Vitalität zugesprochen, die sie nicht zuletzt aus

<sup>20</sup> Ursula Trauberg, Vorleben. Mit einem Nachwort von Martin Walser, Frankfurt a. M. 1968, S. 269.

<sup>21</sup> Helmut Heißenbüttel, Anmerkungen zu einer Literatur der Selbstent-

der Überlegenheit der authentischen Erfahrung über eine immer mehr angezweifelte Zeugniskraft des Fiktiven gewinnen: das entspricht in etwa der Argumentation am Ende des 18. Jahrhunderts. In diesem Zusammenhang konstatiert Heißenbüttel eine neue, bei Dostojewski und Strindberg einsetzende Verschmelzung von Autobiographie und Roman, die durch radikale Selbstentblößer zur Entdeckung des Menschlichen hinführt und durch die Aufhebung des Ichs in reine Objektivität Fiktion und Nicht-Fiktion identisch setzt.

So spricht manches dafür, daß weniger die Autobiographie als der Roman in seinen traditionellen Formen problematisch geworden ist.<sup>22</sup> Mit gutem Grund sieht Reinhold Grimm in Peter Weiss' ›Fluchtpunkt‹ das Ende des Bildungsromans, nicht jedoch zugleich das der Autobiographie.<sup>23</sup>

Zudem ist ja seit dem Ende der sechziger Jahre eine zunehmende Tendenz zur Verwendung autobiographischer Erzählmuster im Roman zu erkennen: zu erinnern ist etwa an Johnson, Handke, Karin Struck, Christa Wolf, Kempowski und Vesper, zuvor schon an Grass und Frisch. Wie weitreichend und tragfähig diese Tendenz ist, bleibt abzuwarten, jedoch läßt sich die Vermutung wagen, daß im Gewande der autobiographischen Fiktion immer noch „Geschichten“ erzählbar sind, obwohl das zeitgenössische romantheoretische Bewußtsein das eigentlich nicht mehr zuläßt. So wäre denn der autobiographische Erzählmodus möglicherweise auch eine Rettung der Fiktion, von der aus er sich einst erneuern konnte.

blößer, in: H. H., Zur Tradition der Moderne, Neuwied/Berlin 1972, S. 80–94.

<sup>22</sup> Vgl. hierzu Eberhard Lämmerts vorsichtige Hinweise zur Beurteilung des Romans als einer bürgerlichen Gattung, in: E. L. (Hrsg.), Romantheorie. Dokumentation ihrer Geschichte in Deutschland 1620–1880, Köln/Berlin 1971, S. XV ff.

<sup>23</sup> R. Grimm (s. Anm. 15).